

(25. Fortsetzung.)

### Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Graf Budenbach wohnte in einem der neuen Hotelpaläste am Hauptbahnhof. Er hatte oben im Speisesaal eine Kleinigkeit gegessen, nun suchte er sein Zimmer auf. Vor dem Reiten pflegte er immer gehörig zu ruhen. Und heute galt es besonders vorsichtig zu sein. Heute ging „Hexenkind“ zum ersten Male über die Bahn. Hans Budenbach machte es sich bequem, er mußte sich ein Stündchen hinlegen. Er warf sich auf das Sofa, doch schnellte er sofort wieder auf: „Verdammt unbequem“, brummte er; nun, da mußte er sich aufs Bett legen und dabei fiel ihm ein, der Portier hatte ihm heute morgen einige Postfächer übergeben. Ein Brief der Mutter war dabei, den las er natürlich gleich, doch die Zeitungen steckte er achtlos in seinen Koffer, die konnte er jetzt durchstudieren, pour passer le temps.

Er holte die Blätter. Ein paar Sportzeitungen, die ihm der Inspektor nachgeschickt, und eine bekannte Berliner Zeitung. Manu, darauf war er doch nicht abonniert?! Und, wie komisch, die Kreuzbandsendung trug den Poststempel Frankfurt a. M. Jedenfalls ein interessanter Sportbericht, den ihm ein Bekannter zusandte. Für Bekümmerte wäre also gesorgt. Er ließ sich auf dem Bett nieder.

Erst griff er nach den Sportzeitungen, da gab es immer etwas von Wichtigkeit für ihn, und ganz zuletzt langte er nach dem Berliner Blatt. Das Kreuzband glitt zur Erde. Ah, da, der Artikel war mit einem dicken roten Strich gekennzeichnet. „Quatsch, was mich das kümmert!“, sagte er laut, als er sah, daß der Artikel unter dem Strich sich in der Rubrik: „Aus dem Reiche der Kunst“ befand und doch wanderten seine Augen mechanisch über die Zeilen hin.

Zwei Worte sprangen daraus hervor, ein Name. Der Diegende erhob sich plötzlich mit einem Rud. Himmel-donnerwetter, das konnte nicht möglich sein, was die Zeitung da erzählte, das war einfach Blech, heller Blödsinn, höhere Verstimpelung. Wütend zerknitterte Hans Budenbach das Blatt, die Adern auf seiner Stirn schwellten an, als wollten sie springen. Er stürzte ein Glas Wasser hinunter, dann nahm er das mißhandelte Blatt und breitete es glättend auf den Tisch.

Er mußte das Unglaubliche noch einmal lesen.

Wort für Wort, mit halblauter Stimme las er:

„Im Hofen-Theater fand gestern die mit größter Sorgfalt vorbereitete Aufführung von Hofens „Hausmeister Solnes“ statt. Auf das Stück selbst wollen wir morgen zurückkommen, heute nur einiges über die Darstellung. Fräulein Barlow, die Darstellerin der Hilde, erkrankte kurz vor Beginn. Eine junge, den Berlinern völlig unbekannte Schauspieler, namens Magda Bergen, die im Zuschauerraum anwesend war, übernahm die Rolle und spielte sie so vorzüglich, so meisterhaft, so eigenartig, daß wir nicht begreifen können, daß dem wachsam Auge Direktor Ohlendorfs eine solche Kraft bisher entging. Einen derartigen Beifall, wie gestern, hatte das Hofen-Theater bisher in seinen Annalen noch nicht zu verzeichnen. Hoffentlich versteht es die Direk-

tion, diese junge Schauspielerin — nebenbei bemerkt, eine Berlinerin — die auch von auffallender Schönheit ist, an die Reichshauptstadt zu fesseln, und wir geben der Hofnung Ausdruck, die Dame recht bald als Mitglied des Hofen-Theaters begrüßen zu dürfen.“

Nun folgte eine kurze Notiz:

„Wie wir soeben erfahren, wird sich unser Wunsch, Fräulein Magda Bergen am Hofen-Theater zu sehen, leider nicht erfüllen, die Dame steht kurz vor ihrer Vermählung mit dem Herrenreiter Graf Budenbach.“

Mit einem Stöhnen fiel der Lesende auf einen Stuhl und abermals zerknüllten die Hände das Blatt.

Und gerade heute mußte er den Tisch erhalten, vor dem Reiten, wo er bei „Hexenkinds“ unberechenbaren Launen Ruhe und Selbstbeherrschung nötig brauchte.

Magda hatte ihm versprochen, nie mehr aufzutreten und sie brach ihr Wort. Er wurde sowieso schon oft genug daran erinnert, welche Dummheit es gewesen, sich mit einer Schauspielerin zu verloben, jetzt hatte man sich in seinem Bekanntenkreis wohl an die Tatsache gewöhnt, da mußte Magda sowas anstellen. Lieber Gott, er gab nun mal was auf das Urteil der Menge, er war nicht darüber erhaben und man würde schön schwatzen, daß seine Braut in Berlin kurz vor der Hochzeit aufgetreten war.

Wie konnte sie nur.

„Dolle Kiste!“ fluchte er und klingelte dem Kellner: „Bringen Sie mir eine halbe Heidsieck“, bestellte er.

Er stürzte das schäumende Getränk hastig hinunter. Er mußte einen Entschluß fassen. Keulich sprach er mit seiner Mutter über Magda. Er hatte erzählt, wie schwer es Magda geworden, der Bühne zu entsagen. Die Mutter meinte, hoffentlich komme in Magda nicht einmal später die Sehnsucht nach den Brettern zum Durchbruch. Da lachte er: das schade weiter nichts, die Hauptsache sei, sie habe mit dem Theaterkrepel Schluß gemacht. Und nun, — nun hatte sie sogar ihr Wort gebrochen, das sie ihm auf seinen Wunsch damals bei der Verlobung gegeben. Was wird die Mutter zu solcher Liebe sagen, ging es ihm durch den Kopf.

Er warf den Sektkelch zu Boden, klirrend zerbrach das dünne Glas und es war ihm, als läge all das Heiße, Dolle, Uracium, das ihn zu der liebreizenden Schauspielerin gezogen, so in Trümmern am Boden und er ließ es mit seinen Füßen fort, wie er die Glasscherben beiseite stieß.

Sein festgeformtes Kinn schob sich ein wenig vor. Hart und kalt wurde der Ausdruck seiner Augen. Mit flüchtiger Hand schrieb er ein Telegramm nieder und übergab es, ehe er nach dem Remplaz hinausfuhr, einem Boy zur Beforgung. So, morgen mit der ersten Post konnte er von Magda Antwort erwarten.

Er ging gleich in die Box zu „Hexenkind“ und blieb beim Aufstatten dabei. Bei der Stube mußte man vorsichtig sein, die geringste Kleinigkeit verdaß ihr die Laune. Sie hatte sich aber gut an ihn gewöhnt, schimp-

und streckte sie dem hübschen Kopf vor, als ihr Herr zu ihr trat.

Ein Offizier ging vorbei, ein früherer intimer Kamerad. Der blieb stehen und gab ihm die Hand. „Wie geht's, Budenbach, und was macht denn die Landwirtschaft?“

Gans lächelte: „Danke der gütigen Nachfrage, ich bin zufrieden.“

„Ich gratuliere auch zu dem Erfolg deiner Braut, lieber Budenbach, habe vorhin fabelhaftes Lob über ihr Auftreten in Berlin gelesen; dachte übrigens, Fräulein Bergen wäre nach der Verlobung nicht mehr im Dänmen-Nienst.“

Gans Budenbachs Gesicht verfärbte sich.

Der andere bemerkte das. „Ah, pardon, ich las ja, die Dame hat nur so quasi ausgeholfen.“

„Ich las es auch erst vorhin.“ Gans Budenbach sagte es schnell und scharf, „und trotzdem ich nichts gegen den Bühnenberuf im allgemeinen habe, so will ich doch nicht, daß meine Braut austritt. Ich habe nichts von der Berliner Sache gewußt, und wenn meine Braut ohne mein Wissen gespielt hat, dann —“

„Nun dann?“ fragte der Kamerad. Er war einer von denen, die diese Verlobung töricht und geschmacklos nannten.

— „Dann“, kurz und hart kam es zurück: „ich habe bereits an meine Braut deponiert, ob die Leitung bezüglich ihrer Person nicht irrt. Morgen werde ich wissen, ob ich Fräulein Bergen noch als meine Braut betrachten darf oder nicht.“

„Aber Budenbach — du wolltest?“ —

„Das bin ich mir schuldig“, sagte Gans in dem gleichen harten Tone.

So, nun war es heraus, nun mußte er nach seinen Worten handeln.

Und nun redeten sie von „Hexenkind“.

Drüben über den Weg schritten vier Personen, Gans erkannte sie. Onkel und Tante Sorhagen, dahinter Friedel und neben ihr ein großer breitschultriger Herr. Er war ihm fremd. Wie lange hatte er Friedel nicht mehr gesehen, wie lange nicht mehr. War die schön geworden, das war also keine bloße Muttereitelkeit gewesen in dem Brief der Tante an seine Mutter. „Friedel ist jetzt viel, viel schöner, als Magda Bergen“, hatte sie aus Scheveningen geschrieben.

Leuchtete denn Friedels Haar schon immer so hell und üppig? War das Gesicht schon immer so wunderschön und rein und stolz und doch dabei so mädchenhaft?

Und so etwas Schönes hatte er im Stiche gelassen aus purer Sinnlichkeit, denn nichts anderes war es gewesen, das ihn zu der aparten blendenden Magda geführt, das wußte er jetzt. Nur Sinnlichkeit. Und das, was er für Kameradschaft gehalten, das war die Liebe gewesen, und diese Liebe gab er her.

Niesengroß stand die bittere späte Erkenntnis vor ihm.

Er hätte hinsürzen mögen und Friedel ansehen: Vergiß! Welch ein Tor war er gewesen. Selbst und für immer hatte er sich aus dem Paradiese verjagt.

Endlich verabschiedete sich der Artillerist. Gans atmete auf, ihm stand der Sinn nicht nach leichtem Gekwätz. — — —

Sorhagens nahmen die Plätze in ihrer Loge ein, links von Friedel saß Jonkheer van Moelen und er schaute bisweilen heimlich auf Friedels Hand. Unter dem dünnen, spinnwebfeinen Seidenhandschuh leuchtete der edle Stein des Ringes, der die schöne Komtesse zu seiner Braut machte. Und morgen, morgen erfährte es die große Menge, der Glückliche, der Friedel Sorhagen heimführen durfte, hieß Jonkheer van Moelen.

Ein süßer Beikendust, Violette de Banne, quoll aus den ruhigen Falten des weißen Moirekleides und der Schloßherr von Dudenburg atmete den zarten Duft ein und dabei eilten seine Gedanken der Gegenwart weit voraus. Wenn Friedel erst bei ihm war, ganz bei ihm, dann würde sie alles vergessen, was ihr heute noch

Sorge schuf. Seine große Liebe mußte sie befreien und erlösen von der Schwere einer Erinnerung.

Wir Holländer sind zäh und geduldig! — Diese Worte mußten vor ihm hergehen, wehe wenn er sie vergaß. Nur seine geduldige Güte konnte zum Ziele führen.

Die Logen hatten sich schnell gefüllt. Die Oktoberrennen zogen immer am meisten Publikum an. Überhaupt dieses Jahr waren die Felder doch überreich besetzt. Und famos besetzt: das Rennen für Zweijährige mit dem Zehntausendmarktpreis lockte besonders. Auch zwei bekannte Frankfurter Ställe und das Grabitz Gestüt ließen laufen, das bedeutete schon an und für sich für Sportliebhaber etwas Besonderes. —

„Eine der schönsten Bahnen, die ich bisher gesehen“, meinte Jonkheer zu Oberst Sorhagen. Der vermochte keine Antwort zu geben. Excellenz Minacher tauchte gerade in ihrer nebenan gelegenen Loge auf und grüßte. Ein sehr neugieriger Blick maß den stattlichen Herrn an Friedels Seite. Der Gräfin blieb nichts übrig, als die Neugier der Dame wenigstens teilweise zu befriedigen.

„Gestatten Sie, Excellenz, Ihnen Jonkheer van Moelen vorzustellen, eine Scheveninger Bekanntschaft.“

Weiter sagte sie nichts, bis morgen sollte sich die liebe Neugier nur noch gebilden, dann erfährte sie, weshalb die Scheveninger Bekanntschaft nach Frankfurt gekommen.

Der Jonkheer verneigte sich höflich.

Excellenz Minacher begriff. Also das war der reiche Holländer, mit dem Friedel Sorhagen in Scheveningen so auffallend gesirtet hatte, wie die Marquise de Coroman erzählte. Ihn, der schien seinen Kopf doch nicht mehr rechtzeitig aus der Schlinge gebracht zu haben.

Das Nachrennen begann, es war nicht außergewöhnlich interessant. Bedeutend spannender mußte sich das Jagdrennen, der „Preis von Bergenode“ gestalten.

Zwanzehn Reiter ritten in die Bahn. Zwölf Offiziere und zwei Herren im Dreß. Jonkheer van Moelen las in dem Programm:

Graf Budenbach, schwarz und weiß quergestreift, schwarze Kappe. Nummer 13, „Hexenkind“, Fr.-St., v. General Schnell-Hexe.

„Nummer dreizehn“, freischte grell eine hohe Stimme, „das ist doch eine Unglückszahl, wer hat denn die erwischt?“

Wie eine wandelnde Leiche saß ein wenig nach links die alte Frau von Eber und ihre matten Blicke äugten zu dem Fremden in der Sorhagenschen Loge. An der Tribüne ritt eben die hohe ebennmäßige Gestalt Gans Budenbachs vorüber.

Jonkheer van Moelen beobachtete Friedel unbewusst, ihr Gesicht war gleichmäßig und kühl. Er atmete auf, Vielleicht fürchtete er sich vor einem Gespenst, das längst nicht mehr existierte.

Der Start erfolgte tadellos. Heeringens neue Stute „Ach du“, die Leutnant Waldsee ritt, nahm die Führung, hart an den Gurten war ihr „Hexenkind“. Dann kamen die anderen ziemlich nahe aufeinander. Beim Berg brach „Ach du“ aus, sie streifte. Das schien „Hexenkind“ zu erschrecken, auch sie wollte kehrt machen, doch wie aus Eisen saß ihr Reiter und der Druck seiner Sporen zwang sie über den Berg und über den Graben. Ein paar Begeisterungsfreudige von der Sattelplatztribüne, die den kurzen Kampf beobachtet hatten, riefen laut: „Budenbach, bravo, bravo.“

Der schoß dahin und wilde Naserei erfaßte ihn, so überdüffig, so ekel schien ihm seit kurzem die ganze Welt, sein Dasein elend und erbärmlich. „So, hopp, Hexenkind, spring gut, es ist die letzte Sekte. So, hopp, beweiße, daß du in guter Schule gewesen.“

„Hexenkind“ stand mit einem Male, als wären ihre Vorderhufe in den Erdboden festgeschmiedet. Mitgeschwand, ehe noch der nächste herangekommen, riß Gans das Pferd herum, die Reitfische faufte pfeifend durch des Luft, noch einmal: „Sei, hopp, Hexenkind, spring gut, es ist die letzte Sekte!“

„Hexenkind“ sprang, da — ihre Vorderhufe streiften, die Sekte, der schwere Pferdekörper überstüßte sich und

stürzte auf seinen aus dem Sattel geflohenen Reiter — rollte über ihn weg. Links von der Sacke lagen „Hexenkind“ und Hans Budenbach, das Pferd regte sich nicht und der Reiter ruhte mit geschlossenen Augen und weit ausbreiteten Armen flach auf dem Rücken. Die Zuschauer erhoben sich von den Plätzen, um besser zu sehen. Die anderen Reiter nahmen die Sacke und jagten weiter. Sei, hopp, die Chance, Sieger zu werden, war günstig, zwei gefährliche Gegner, „Ach du“ und „Hexenkind“ sind unschädlich geworden; „Hexenkind“ für immer. Das edle, schöne Tier, die Tochter von General Schnell und Heye, hatte sich das Genick gebrochen.

Eben ritt der Sieger durchs Ziel, da legte man eine Sacke über den toten Körper der Sacke, nur bis der Wagen der Abbederei kommt. Inzwischen mühte man sich schon an Ort und Stelle um Hans Budenbach. Er lag noch immer wie ein Toter.

Der Arzt kniete neben ihm und nickte befriedigt, nur eine tiefe Ohnmacht und scheinbar nichts gebrochen. Wenn er sich keine inneren Verletzungen ausgezogen, konnte der Graf wahrhaftig von Glück sagen.

Friedel saß mit farblosem Gesicht und ihre Augen starrten auf das Schreckliche, Unfassbare, vor ihr nieselte ein Dragoneroffizier: „Ich glaube, das war Budenbachs letzter Mitt, er scheint tot zu sein.“

Und die blecherne Stimme der Frau v. Ober rief: „Ich habe es gewußt, die Dreizehn ist eine Unglückszahl.“

Oberst Sorhagen war sofort gegangen, sich über den Zustand seines Reffen zu unterrichten, die Gräfin redete lebhaft mit der Excellenz und wiederholte immer wieder: „Es wird hoffentlich nichts Schlimmes sein, der arme, arme Junge!“ Aller Groll gegen ihn schwand, als hätte ihn ein Wind hinweggeweht.

Vontheer van Moelen versuchte zu Friedel zu reden, liebe beruhigende Worte, doch die hörte nicht, so daß er es endlich aufgab. Ein einziger Blick auf das junge Mädchen hatte ihn überzeugt, gegen das Gespenst der Erinnerung in Friedel kämpfte er vergeblich an. Ein häßliches Reidgefühl erwachte in ihm und das galt dem Gestürzten, der da drüben regungslos auf dem grünen Rasen lag, — wenn der tot wäre, — dann, — ja dann wurde der Weg zu dem Herzen des Weibes frei, das er liebte. Vor einem Toten brauchte er keine Furcht zu haben.

Vor einem Toten?

Psui, Frederik van Moelen, du wünschst einem Menschen den Tod, ist das eines Edelmannes aus ruhmreichen niederländischen Geschlecht würdig? Er reckte sich und das war, als schüttelte er etwas Säßliches von sich ab.

Schluß folgt.



Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

## Das Possentheater der englischen „Kriegs-Sachverständigen“

Die Technik der mit der Kriegsberichterstattung und Kriegskritik betrauten Persönlichkeiten in England, von dem Mitarbeiterstab des „rühmlichst“ bekannten offiziellen Reuterebureau bis zu den einzelnen privaten Mitarbeitern der Zeitungen, beginnt nunmehr in England selbst Unwillen zu erregen. Die Winkelzüge, Verschleierungen und Widersprüche, die täglich gedruckt werden, um die unangenehme Wahrheit zu vertuschen, sind mit so wenig Geschick angefertigt, daß die klarer sehenden Kreise des Publikums sich nicht mehr auf so billige Weise täuschen lassen wollen. Ganz besonders steigt der Unwille über die englischen Militärkritiker und „Sachverständigen“, deren durch keinerlei Sachkenntnis getrübt Anschauung jedes Mittel recht ist, um das Fäßlein nach dem

Wind flattern zu lassen. Der Charakter all dieser Berichte und Artikel ist am besten aus einer Zuschrift zu ersehen, die in der letzten hier eingetroffenen Nummer des „Daily Chronicle“ veröffentlicht wird: „Wir haben“, heißt es darin, „eine neue Erscheinung festzustellen, — nämlich die der Kriegs-Sachverständigen. Die Haupteigenschaft dieser Herren ist ihre ständige Unwissenheit. Und das Land hat nicht wenig unter diesen Leuten zu leiden. Die meisten unserer Sachverständigen arbeiten nach dem System, dem man die gestern bewiesene Unfähigkeit, die aktuellen Ereignisse richtig zu beurteilen, durch einen heute in Druck gegebenen Vergleich Polens mit Belutschistan vor 100 Jahren, oder der Strategie der alten Griechen wieder gut machen kann. Ich lese täglich acht Londoner Zeitungen und laufe außerdem eine Anzahl Zeitschriften. Daher ist es mir unmöglich, mein Frühstück ohne eine strategische Auseinandersetzung zu genießen, da jedes unserer Blätter seinen „militärischen Korrespondenten“ hat. Bei keiner Gelegenheit haben diese Sachverständigen ihre Unkenntnis so deutlich bewiesen, wie bei den jüngsten Ereignissen in Polen. Niemals haben Kritiker über denselben Fall so auseinandergelassene Urteile gefällt; nichts war ihnen gemeinsam, als das Talent der Ungenauigkeit. Man lese z. B. die Meinungen zweier unserer bekanntesten Militärschriftsteller über die Weichselfestungen:

„Die Weichselfestungen haben keinerlei ernsthaften Wert.“ | „Die Weichsel ist das gewaltigste militärische Hindernis in ganz Europa.“

Beide Autoren sind sich also nur darin einig, daß es tatsächlich Festungen an der Weichsel gibt. Folgende Aussprüche waren in zwei großen Londoner Blättern zu lesen:

„Wir wissen nun genau, daß die Häfen von Archangel für den Munitionstransport geöffnet wurde.“ | „Es ist als erwiesen zu betrachten, daß man über den Häfen von Archangel völlig im unklaren ist.“

Ein berühmter Sachverständiger schrieb über die deutsche Offensive in Kurland:

am 7. August:

„Wenn die deutsche Armee in Kurland die Bahnen in Besitz nimmt, vermag sie auf dem Wege nach Wilna den Rückzug der Russen unmöglich zu machen.“

am 14. August:

„Nichts wird meiner Meinung nach von den meisten Militärkritikern so sinnlos übertrieben, wie die Bedeutung der russischen Bahnlinien nach Wilna.“

Ganz besonders hat der Fall Warschaus einen Schiffbruch unserer Militärkritiker herbeigeführt. Selbst als der Großfürst Nikolajewitsch die Aufgabe der Weichsellinie bekanntgegeben hatte, wiegten unsere Leute sich noch in rosigem Träumen. Ein Kritiker schrieb, in direktem Widerspruch zu der Bekanntmachung des russischen Generalissimus, daß „dank seiner persönlichen Informationen“ eine Aufgabe Warschaus völlig unmöglich sei. 24 Stunden später war Warschau von den Deutschen besetzt. Daraufhin erklärte derselbe Berichterstatte: „Der Fall Warschaus ist bedauerlich, aber er war vor auszusehen und unvermeidlich! . . .“ Dieser Mann steht durchaus nicht allein in seiner Größe. Die Berichterstattung fast sämtlicher englischen Kritiker über Polen läßt sich folgendermaßen festlegen:

1. Der Großfürst lockt die Deutschen in ihr endgültiges Verderben.
2. Die Lage der Russen ist außerordentlich ernst.
3. Die Räumung Warschaus ist vollkommen ausgeschlossen.
4. Die Räumung Warschaus ist eine nicht zu vermeidende Selbstverständlichkeit.

Die meisten Kritiker haben eine wunderbare Taktik, die mit Hilfe strategischer, geographischer und sogar meteorologischer Winkelzüge alles für uns günstig und für den Feind verderblich gestaltet. Ich war der bescheidenen Meinung, daß Kälte, Regen und schlechte Straßen für die Russen ein ebensolches Hindernis bedeuten wie für die Deutschen. Aber die Kritiker sagen, daß dem nicht so ist. Außerdem haben die Kritiker meinen Glauben an die Geographie und an die Wichtigkeit der Landkarte von Grund aus erschüttert. Ich bin der Ansicht, daß man die Kriegs-Sachverständigen zehn verschiedener Blätter in einen Eisenbahnwagen einschließen und so einen ganzen Tag lang zu gemeinsamer Fahrt zwingen sollte. Das wäre, meine ich, die allerbeste Strafe! . . .

Aus der Kriegszeit.

Wie der Zar den Dampfhammer nicht sah . . . Nachdem Zar Nikolaus II. höchstselbst das Kommando seiner Heereszeste mit der „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo-Taktik“ übernommen hat, wird er sich auch etwas um militärische Dinge kümmern müssen. Vielleicht geht er auch einmal nach England, um sich über Geschütz- und Munitionsfabrikation zu unterrichten. Da könnte es freilich sein, daß er trotz der gegenwärtigen Bundesgemeinschaft ähnlich bittere Erfahrungen machte, wie sie sein Vorgänger gleichen Namens auf dem Throne, Nikolaus I., dem der Krimkrieg das Herz brach, Anno 1844 dort erproben mußte. Die folgende kleine Geschichte, für deren Wahrheit der große Eisenbahningenieur Max Maria von Weber in seinen Skizzen „Vom rollenden Flügelrade“ sich verbürgt, illustriert deutlich, wie jedenfalls damals noch im stolzen Britenlande der Wunsch des „Herrschers aller Reußen“ nicht zum obersten Gesetz erhoben wurde: James Nasmyth, der es liebte, sich den „ersten Schmied der Welt“ nennen zu hören, hatte die gewaltigen Werke zu Patricroft begründet, wo neben dem Kruppschen der erste Dampfhammer in Tätigkeit war. Der galt als eine Art Weltwunder, und er ist in der Tat nach Weber der „Vater der großen Geschütze“, in letzter Linie auch unserer Riesmörser von heute. So wollte denn auch Nikolaus I., als er 1844 England bereifte, diese berühmte Schmiede besichtigen. James Nasmyth aber war ein eisenköpfiger, freier Mann alten Schlages, der vom „Bedientendienst beim moskowitzschen Tyrannen“ zu sprechen liebte, wenn auf den Zarenbesuch die Rede kam. Und er traute seinen Augen und Ohren nicht, als eines Sonntagmorgens ein Adjutant des Kaisers vor die in tiefster englischer Sonntagsruhe liegende Fabrik und sein Wohnhaus fuhr, sich durch einen vorausgeschickten Jäger laut als Fürst R. anmelden ließ, sporenklirrend zu ihm emporstieg, von einem Diener gefolgt zu ihm ins Zimmer trat und den Besuch des Kaisers für den Nachmittag ankündigte. Der Meister, schon über dieses Benehmen empört, antwortete mit mühsam behaupteter Ruhe, „daß es ihm leid tue, wenn der Kaiser wenig Bemerkenswertes sehen werde, denn die Fabrik stehe des Sonntags wegen still“. Der Adjutant hatte mit feinem sardonischem Lächeln erwidert, „es müsse doch ein Leichtes sein, sie für ein paar Stunden in Gang zu setzen. Die Gnade seines Herrn, des Kaisers, sei dem Meister für diese Gefälligkeit gewiß.“ Während dieser Äußerung hatte der vornehme Russe aus einer ihm von dem hinter ihm stehenden Diener präsentierten Bonbonniere genascht und, die Absätze zusammenschlagend, mit den Sporen geklickt. Da war dem Meister die Galle übergelaufen. „Herr“, schrie er ihn an, „die Gnade meines Herrgotts ist mir lieber als die Ihres Kaisers! Und wenn ich auch ein solcher Lump sein wollte, für ihn am Sonntag arbeiten zu lassen, so würden meine Leute keine solche Lumpen sein!“ Totenbleich war der Höfling vor den bröhnenden Worten und funkelnden Augen des freien Mannes zurückgeprallt und hatte nur noch schwächern die Frage gewagt: „Würden Sie und Ihre Leute denn auch für Ihre Königin nicht Sonntags arbeiten?“ Worauf Nasmyth, bei dem angesichts des entsehten Schranzen der Humor schon wieder das Übergewicht gewann, erwiderte: „Vielleicht, weil sie eine hübsche, junge Frau ist, und Gott will, wie der Franzose sagt, was das Weib will. Aber ich bin gewiß, sie wird es nimmermehr wollen!“ Und der Kaiser von Rußland hat die Riesenhämmer von Patricroft nie gesehen.

**Osenpest im Kriege.** Daß das Leben und die wirtschaftlichen Verhältnisse in den großen Städten der Zentralmächte durchaus nicht so sehr unter dem Druck des Krieges leiden, wie gewisse feindliche Geblätter sie hingustellen belieben, geht aus einem in den „Daily News“ veröffentlichten Artikel des New Yorker Zeitungsverlegers A. Robert Mounthier hervor, der seine in Osenpest gemachten Beobachtungen ausführlich wiedergibt. „Das ungarische Volk spricht nicht nur wie ein Mann, es steht auch fest zusammen in allen Dingen des öffentlichen Lebens. Die Osenpester machen weder Revolution, noch droht ihnen der Hungertod — wie verschiedene

englische und amerikanische Blätter dem Papsttum weißmachen wollten! Selbstverständlich haben die Gesellschaftskreise ihre Välle und Festlichkeiten aufgegeben. Die Gesellschaftspalten in den Zeitungen sind mit Kriegsnachrichten gefüllt, und die Vergnügungskreise sind leer. Die Damen der Aristokratie sind tagaus, tagein mit Eifer in den Lazaretten als Krankenschwestern tätig. Die meisten Osenpester Sportleute sind zwar im Felde — aber trotzdem ist der Osenpester Fußballklub in Tätigkeit; ja, was noch mehr ist: es werden zahlreiche Wettspiele abgehalten. Auch die Tennisplätze auf der Margaretinsel und in der Umgebung der Stadt sind fröhlich belebt; denn es ist durchaus nicht wahr, daß jeder gerade gewachsene Mann an der Front oder tot ist; und selbst Krankenschwestern bedürfen körperlicher Bewegung. Auch scheinen genügende Sunnibestände vorhanden zu sein — an Tennisbällen ist kein Mangel. Auch sonst lebt man in Osenpest fast ebenso ungebunden wie früher. Arm und reich besuchen ihre Stamm-Kaffeehäuser, und die Spaziergänger fehlen nicht in den Straßen. Jeden Nachmittag und Abend ist der „Ring“ von gutgekleideten Menschen überflutet. Die Schneider machen gute Geschäfte. Das Fleisch ist teuer; aber alle Arten Gemüse sind ausreichend vorhanden, und die Ernte soll vorzüglich sein.“

**Die Stadt der Armut und der Trauer.** Eine interessante, weil für die in Serbien herrschenden Zustände bezeichnende Schilderung von Nisch, das für die Kriegsdauer an Stelle Belgrads zur serbischen Reichshauptstadt erhoben wurde, sendet ein Berichterstatter des „Gaulois“ seinem Blatte: „Nisch ist wahrhaftig eine sehr traurige Hauptstadt. Die wenigen Neubauten, die man erblickt, sind primitiv, billig und schlecht ausgeführt. Auch die Einrichtungen der Häuser sind mehr als bescheiden. Selbst die königliche Residenz macht einen kläglichen Eindruck. Es erscheint unbegreiflich, wie die Regierung sich in einer so armen Stadt einzurichten vermochte. Ich habe nur das Kriegsministerium besucht; es besteht aus sechs Zimmern! Infolge des Raummangels wurden viele Bureaus in anderen Ortschaften und im Hauptquartier untergebracht. Es versteht sich, daß dies nicht geeignet ist, die Erledigung der Staatsgeschäfte zu erleichtern. Bei einem Spaziergang durch die düsteren Straßen erblickte ich eine Tafel mit der Aufschrift „Französischer Klub“. Ich kletterte die Treppen empor, fand aber nur einen Diener in dumpfer Verlassenheit. Ich konnte nur erfahren, daß die in Serbien lebenden französischen Unternehmer, die gleichzeitig mit der Regierung nach Nisch übergesiedelt waren, diesen „Klub“ gegründet hatten. Die Kaffee- und Gasthäuser in Nisch sind erbärmlich. Ebenso ist es mit den Hotels bestellt. Ich beklage jeden Menschen, der gezwungen ist, länger als einen Tag darin zu wohnen. Als ich den Bürgermeister der Stadt über die Gründe dieser trostlosen Zustände befragte, erwiderte er: „Seit Kriegsausbruch hatten wir uns um andere, dringlichere Dinge zu kümmern. Zuerst galt es, die Regierung unterzubringen; dann mußte das Verteidigungswesen instand gesetzt werden; und schließlich trat die Sorge für die Verwundeten und Kranken in den Vordergrund.“ Aber all diese Kriegssorgen sind nichts im Vergleich mit den schweren Prüfungen, mit denen die eiskalige Typhusepidemie die Bewohner von Nisch heimgesucht hat. Ganz Serbien war verseucht, und es mangelte überall an Bekämpfungsmitteln. Es gab weder genügende Ärzte noch Pflegerinnen. Die von der Krankheit Ergriffenen stürzten zu Hunderten in den Straßen nieder und lagen so oft viele Stunden lang, bevor ihnen Hilfe gebracht werden konnte. In ganz Nisch ist wohl kein einziges Gebäude verschont geblieben, manches Haus beherbergte allein 20 Kranke. Die Hüte fuhren mit Wagen voller Todtkranke ein. Die Krankenhäuser waren überfüllt. Auch der Bahnhof war bald belegt. Die Sterblichkeit war ungeheuerlich; es gab 300 und mehr Todesfälle an einem Tag. 30 Prozent der Ärzte fielen der Epidemie zum Opfer. Dabei gab es anfangs im ganzen Königreich Serbien 815 verfügbare Ärzte für eine Bevölkerung von fünf Millionen! Erst französische, englische und Hilfsaktionen des neutralen Roten Kreuzes vermochten eine allmähliche Verminderung der Epidemie herbeizuführen. Auch heute ist der Typhus noch nicht ganz verschunden. . . . Überall in Nisch hat man den Krieg vor Augen. Die Gäste in den Kaffeehäusern haben fast alle ihre Gewehre neben sich gestellt. Allenhallen zeigt sich die primitive Art dieser Volksorganisation. Alles ist im Kriege, und der Krieg ist überall.“